

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

17 (3.3.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 3. März 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 17.

Ein „Hexenprozeß“.

München, den 10. Februar. (Öffentliche Sitzung des Stadtgerichts am 9. Februar 1850.) Der nicht allzu geräumige Saal, welcher den öffentlichen Sitzungen der Criminalsenate unseres Stadtgerichts gewidmet ist — er faßt kaum 300 Personen — zeigte sich früh Morgens schon überfüllt. Der Gegenstand der Verhandlung wurde im Publikum häufig der „Hexenprozeß“ genannt. Um 8¹/₂ Uhr beginnt die Sitzung; es präsidiert Stadtgerichtsdirektor Steyrer mit jener Bestimmtheit, Klarheit und Unparteilichkeit, welche längst von den Freunden der öffentlichen Rechtspflege anerkannt und bewundert wurde. Auf der Angeklagtenbank sitzen, durch einen Gerichtsdiener getrennt, zwei alte Leute. Der Präsident ruft eine dieser Personen vor; es ist ein starkes, rundes Weib, mit dünnem rothen Haar, käsigem kleingefaltetem Teint, schmalgeschnittenen grünlichgrauen Augen, aufgestülpter Nase und starker hängender Unterlippe; ihr reinlicher Anzug ist der einer weniger bemittelten Bürgersfrau. Auf Befragen des Präsidenten gibt sie ohne alle Befangenheit deutlich und ruhig an, sie heiße Victoria Lechl, sei 78 Jahre alt, katholisch, in der Vorstadt Au dahier geboren, zweimal verheirathet, genieße dormalen als unbemittelte Maurerswitwe Almosen, und verschaffe sich durch Anfertigen sogenannter Fleckelschuhe einigen Nebenverdienst; sie sei schon einmal unschuldigerweise wegen Schatzgrabens in Untersuchung gewesen, und habe dafür fünf Jahre Arbeitshausstrafe erstanden. Die Angeklagte begibt sich auf ihren Platz zurück und verfolgt von da an die ganze Verhandlung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; sie ist heiter, ja muthwillig, nimmt häufig mit gespitzten Fingern eine Prise, oder lacht zu dem Publikum zurück; bei sehr gravirenden Aussagen hingegen macht sie lebhaft Bewegungen und erhebt halblauter Einwendungen, die sie dann zum Schlusse recht wohl vorzubringen weiß. Es tritt sodann der Mitangeklagte auf: von mittlerer Mannesgröße, ohne Bart, mit ziemlich vollem braunem kurzgeschnittenem Haar, gibt seine fahle, vielleicht zum Theil von der Haft herrührende Gesichtsfarbe, sein erstorbenes Auge im aufgedunsenen Gesichte, sein originell häßliches Gesicht ihm im Ganzen das Ansehen eines an Epilepsie Leidenden; was den Charakter und Ausdruck betrifft, so ist es wohl den meisten so ergangen, daß sie nicht zu bestimmen wissen, ob der Mann vollständig verumtelt oder so verschmizt ist, daß er selbst ein gewisses Heuchler- und Frömmeleraussehen in seine Physiognomie hineinzulegen wußte. Auf Befragen bezeichnet er sich als Mathias Hackl, 69 Jahre alt, katholisch, Zimmermann in Perlach, 1¹/₂ Stunden von München; er sei seit lange von seiner Frau getrennt; vor ungefähr 25 Jahren sei sie fort von ihm, und er habe ihr nicht weiter nachgefragt. Nun wird das Verweisungserkenntniß verlesen. Es klagt beide an, daß sie in verabredeter Verbindung und aus gemeinschaftlichem Interesse in den Jahren 1847, 1848 und 1849 mehreren Personen die falsche Vorspiegelung gemacht haben, als müsse Victoria Lechl arme Seelen erlösen und würde für deren Erlösung eine große Summe erhalten; daß sie von diesen Personen unter dem Vorwande, zur Erlösung der armen Seelen viele Ausgaben auf Messen, Wallfahrten u. dgl. machen zu müssen, und unter dem Versprechen eines großen Antheiles an dem zu erhebenden Schätze Geld verlangten und erhielten. Hackl ist noch besonders angeklagt: durch die Vorspiegelung als seien große Gewinne aus der Frankfurter Lotterie und eine bedeu-

tende Erbschaft zu erheben, einige weitere Betrügereien begangen zu haben. Es erschienen nach dieser Verlesung die Zeugen, mit Ausnahme weniger lauter bedauernswerthe Opfer ihres Uberglaubens und ihrer — Geldgier. Die auffallendste Erscheinung unter ihnen war ein Hatzschieß der k. Leibgarde, eine große staltliche Reiterfigur mit Uniform und Degen. Der Präsident belehrt die Zeugen über die Wichtigkeit des demnächst zu leistenden Eides, und sie desfiliren alsbald an dem lachenden Auditorium vorüber und wieder in ihr Wartezimmer zurück. Nun geht es an das ausführliche Verhör der Angeklagten. Zuerst tritt Hackl vor, er gibt an, harthörig zu seyn und wird wegen eines Fußbubels geführt. Er darf sich auf einen Sessel niederlassen. Der Präsident hält ihm die Einzelheiten der Anklage vor, er antwortet mitunter verwirrt, mitunter wieder präcis.

Das wesentlichste aus dem Verhöre ist: Prä s.: Sie haben gehört, daß Sie des Betrugs angeklagt sind? A. Ich weiß von keinem Betrüge; wenn Jemand betrogen worden ist, so kann ich nichts dafür; ich bin immer geschickt worden und wurde genug gequält, ich konnte nicht anders. Prä s.: Wie meinen Sie das, sprechen Sie sich deutlich aus. A. Die Lechl hat mich geschickt, und wenn ich nicht wollte, so bin ich recht herumgeworfen worden, der Wind kann es nicht gewesen seyn; einmal hat mich ein Geist auf offener Straße in eine Lache hineingeworfen, wie ich gerade zum Lotteriesetzen gegangen bin; ich habe die Geister oft genug selbst gesehen. Prä s.: Wann lernten Sie die Lechl kennen? A. Beim Bauern Hartl; da traf ich sie zufällig und sah, daß die Bäuerin ganz „phantastisch“ war; die Lechl hat dort einen Schatz gehoben, sie hat gesagt, sie sei dreimal in Rom gewesen und habe dort die Gnade bekommen, Schätze zu erheben und arme Seelen zu erlösen. Ich bleibe bei der Wahrheit stehen, darum habe ich auch alles angegeben und selbst dazu Veranlassung gegeben, daß man die Lechl arretiren konnte. Diese hat mich überwältigt; im Hause ist alles weiß, und werden wohl auch schwarze darunter gewesen seyn; man hat die armen Seelen schreien und winseln gehört. Ich habe früher oft die Anzeiger bei der Polizei und beim Landgericht gemacht, aber ich bin ausgelacht worden. Mich haben sie oft fürchterlich herumgeschmissen, besonders einer, ein schwarzer Schmierendrenner, Simmerl heißt er, das ist kein Guter; die Lechl wird ihn heute schon wieder bei sich haben. Prä s.: Wer soll denn der eigentlich seyn? A. Der Teufel, wenn ich's deutsch sagen soll. — Ueber die einzelnen Thatsachen der Reate befragt, gibt der Angeklagte das meiste und wesentlichste zu, fügt aber immer bei, wie ihn Lechl dazu genöthigt (diese gibt fortwährend ihre Entrüstung zu erkennen) und ihm gesagt habe, welche Bewandniß es mit den Seelen hat. Prä s.: Glaubten Sie denn das? A. Ja wohl, und ich glaub's noch; wenn man so mishandelt wird, kann man nicht zweifeln. Ich weiß ja auch, daß bei den Bauern seither der starke Viehfall aufgehört hat, darum haben sie sich auch das Geld nie reuen lassen. Prä s.: Sie haben sich vom Zeugen Keller Geld zur Erhebung eines Gewinnthes geben lassen? A. Ja wohl, seine Geliebte und die Lechl haben gesagt, der ist Protestant, der glaubt natürlich die Sachen nicht und gibt sonst kein Geld her für die armen Seelen, und seine Geliebte hat doch beitragen wollen, den Schatz zu heben. Darum hat man ihm gesagt, sie habe in der Frankfurter Lotterie gewonnen, aber die Juden geben's Geld nicht raus, und da muß man jetzt einen Prozeß führen, und das kost' Geld und sie hat's

nicht; so wie sie es aber kriegt, können sie sich heirathen. — Auf Befragen des Präsidenten, ob denn der Hartschier die Seelenlösungsgeschichte zc. geglaubt habe, antwortet der Angeklagte: Natürlich; alle haben's geglaubt, sie hat ja die Vollmacht vom Papst, und hat sogar einen geistlichen Herrn gebendet, und auf einmal ist beim Altar an der hiesigen Frauenkirche ein verdorbener Wirthssohn von der Au gestanden; der Mesner muß es bezeugen. Ich habe die Geister sprechen hören, aber nicht verstanden; auf der Polizei haben sie gesagt, das sei die Wauchsprache; aber die ist's nicht, ich habe ja die bösen und die guten Geister auf hundert Schritte mit einander streiten hören. Warum nimmt man denn mich her? Ich habe erst gehört, daß die Lechl schon vor 20 Jahren unter dem Namen Teufelsanne mir die Leute verfolgt hat. Ich bin selbst mißtrauisch geworden, wie die Lechl einmal gesagt hat, die 35 Seelen sind schon erlöst, und dann wieder: sie sind noch nicht ganz fertig. Fremde Herren haben auch ein Haus gekauft, es waren böse Geister, ich habe den Kaufbrief geseh, aber ich kann nicht lesen; da hat die Lechl die Sache auseinander gemacht. Präsi. Was für eine Sache? A. Die armen Seelen halt. Präsi. Was that sie dazu? Wir haben gegessen und getrunken, weil da die Seelen den Genuß davon haben; oft hab' ich mich aber auch verstecken müssen. Sie hat mir einmal eine goldene Uhr gegeben, und es ist ein Stück Eisen daraus geworden. Da sich der Angeklagte auf mehrere Zeugen beruft, die von den Geistern wissen sollen, die ihn herumgeworfen haben, so erwähnt der Präsident, daß diese kürzlich erst vom Angeklagten vorgeschlagenen Zeugen darum nicht in die öffentliche Sitzung geladen worden seien, weil er die Kosten nicht vorschöß, das Gericht aber nicht der Meinung war, daß sie etwas erhebliches über die Geister aussagen könnten.

Die Angeklagte Lechl kommt nun an die Reihe. Auch sie läßt sich behaglich nieder, und spricht rasch und deutlich auf die gestellten Fragen: „Ich weiß von nichts; wenn jemand betrogen hat, so ist's der Haackl; der und der Hartschier, das sind alte Schatzgräber. Mit dem Haackl wollte ich nie etwas zu thun haben, das ist ein Mensch der 28 Jahre von seiner Frau weg ist, und nun sie und mich ins Unglück stürzen will. Da muß ich die Wahrheit sagen, und das thu ich auch; sonst soll gleich unser Herrgott vom Kreuz herabsteigen und mich da heraus nehmen.“ Sie stellt alles entscheidende leichtweg in Abrede; übrigens kennt sie die Zeugen, hat auch manchmal etwas Geld von ihnen bekommen, sie wegen der schönen Aussicht besucht zc.; wenn ihr aber vorgehalten wird, welche Zwecke die Zeugen dafür angeben, dann bricht sie in Schimpfreden aus; da ihr der Präsident dies mehrmals und dringend untersagt, erwiedert sie mit possierlicher Gelassenheit: „Ihre Gnaden müssen schon entschuldigen, ich bin alt, da rutscht mit halt „diemal“ (manchmal) was aus.“ Gelegentlich bemerkt sie über ihren Mitangeklagten: „Der hat immer von Rom gesprochen und hat's nie gesehen; ich war dort, ich bin dort Modell gestanden.“

Das weniger Bezeichnende übergehend, wenden wir uns zu den Zeugenvernehmungen: Die Näherin Monika Keiner, 40 Jahre alt, bemerkt fließend, wie sie Haackl als einen gottesfürchtigen Mann kennen lernte, der oft vom verstorbenen Papst sprach und dem dieser sogar noch 3 Tage vor seinem Tode erschien. „Er erzählte mir, daß er 40,000 fl. vom Papst erbte, die nur durch fromme Seelen erhoben werden können, und hat mich dann zur Lechl geführt, weil diese mit den Seelen umzugehen weiß. Durch die Vorspiegelungen, welche mir beide machten, wurde ich ganz geistesabwesend, bezaubert; wir trafen uns bei der Peterskirche, Lechl trug mir auf, 7 Vaterunser und 7 Ave Maria zu beten, dann könne ich glücklich werden; da habe ich 14 Männchen mit Hütchen und Mänteln gesehen, noch bin ich unglücklich, wenn ich daran denke, und komme mir selbst ganz dumm vor. Man sagte mir, mein Geliebter (Zeuge Keller) müsse katholisch werden; hohle Stimmen sprachen, ich war ganz weg, ich habe damals alles, was ich besaß, gegeben, ich bin

noch ganz verdummt und in Verzweiflung. Die Seelen begehrten Kopfsissen, Handschuhe und Sacktuch — ich gab es. Die Lechl forderte Geld, um es zu Messen und Wallfahrten zu verwenden — ich gab es; sie nahm es im Namen Jesu und der heil. Dreifaltigkeit — das Geld ist verschwunden. Haackl sagte, mit dem Geld sollten die Schulden der armen Seelen gezahlt werden. Ich hörte in einem Hause im Fingergäßl verschiedene hohle Stimmen von einer Gräfin, einem Landrichter zc., so daß ich mich vier Wochen nicht hineintraute. Im Ganzen gab ich 70 fl. und beraubte mich so meines ganzen Besitzes; allein die hohlen Stimmen hätten fortwährend an unserer Frömmigkeit und Verträglichkeit etwas zu tadeln. Da es stets mein Grundsatz war: mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf, so hatte ich für den frommen Haackl, der so viel betete, alle Ehrfurcht. Wenn ich auf Anweisung der Lechl mit ihm ging, so mußte uns ein Geist begleiten und wir mußten in einem Wirthshaus einkehren, damit die Geister auch einen Genuß natten. Mit der Erhebung des Schazes ging nichts vorwärts, und so mußte ich meinen Geliebten unter dem Vorwand herbeiziehen, daß ich einen Lotteriegewinnst aus den Händen von Juden zu erstreiten habe. Auch er steuerte bei, und wir wären fast Beide vor Hunger und Kummer umgekommen. Ich fühle mich heute noch verblendet und habe nur aufgehört, weil ich nichts mehr gehabt habe. Befielen mich auch manchmal Zweifel, so verschwanden sie, als ich die hohlen Stimmen hörte. Doch kann ich von Haackl nichts Böses denken, denn ich behielt ihn öfters über Nacht und sah, wie er halbe Nächte betete; von der Lechl aber habe ich eine schlechte Meinung.“ Da der Präsident diese Aussage den beiden Angeklagten entgegenhält und Lechl heftig protestirt, versichert die Zeugin: „ich beschwöre meine Aussage so oft Sie wollen, und ich bin doch gewiß eine fromme Person!“

Die nächsten beiden Zeuginnen, die 18jährige Näherin Caroline Diez und die Schneidermeisterin Stegmüller bestätigen, daß sie die beiden Angeklagten bei der ersten Zeugin aus- und eingehen sahen. Die Zeugin Diez wird von dem Verteidiger der Lechl darüber befragt, warum sie von der Keiner in der Voruntersuchung gesagt habe: sie sei eine Lügnerin. Ihre lakonische Antwort ist: „weil sie mir fortwährend Geistesgeschichten erzählt hat, die unmöglich wahr seyn können.“ Diese jüngste, aber vernünftigste Zeugin setzt sich hiemit ruhig nieder, zeigt indeß bei der Vernehmung der folgenden Zeugen eine stolze selbstbewußte Zufriedenheit. (Schluß folgt.)

Lüdenbüßer.

Daß so viele Menschen der Schuh drückt, daran sind sie freilich meistens selbst schuld; in den höhern Ständen besonders deswegen, weil sie auf einem zu großen Fuß leben. Aber der Staat trägt auch zu diesem Uebel bei durch die wohlmeinende Tendenz, die ihn in neuern Zeiten beseelt, seinen Unterthanen Normalschuhe vorzuschreiben, in denen Jeder seinem Glück und Wohlbefinden zuwandeln soll. Man findet diese Modellschuhe, zu welchen die Polizei das knappe Maß nimmt, nicht passend und am wenigsten zum Fortschritt geschickt. Auch die stabile Kirche hat solche Normalschuhe für ihre Angehörigen in Bereitschaft, welche nicht nach den Füßen, sondern nach einerlei Musterleisten (Symbolum genannt) zugeschnitten sind und für allein tauglich erklärt werden für die Reise nach dem Himmel. Für Den, der in diesen Schuhen nicht gehen kann, oder überhaupt kein Liebhaber ist von dem beschwerlichen Gehen auf dem engen, rauhen Pfade der christlichen Tugend, hat sie den Trost, daß es auf das active Gehen gar nicht ankomme, sondern nur auf den Glauben an einen rüstigen Vorgänger, der alle Schwierigkeiten des Wegs überwunden hat. Sie zeigt ihnen in diesem Glauben ein Ruhebett, das für die faule Verunft ein wahres Himmelsbett, aber für die ungeschmeidige Verunft ein wahres Prokrustesbett ist, worin der geistige Mensch

nur dann paßt, wenn er sich geduldig recken und dehnen oder verkürzen und verstümmeln läßt.

Unter diesen Umständen ist es nun nicht zu verwundern, wenn man von vielen Seiten die Klage über Druck und besonders in der letzten Beziehung die Frage hört, wie die Kirche dazu komme, sich des Besitzes eines Leistens zu einem allgemeinen, für alle geistliche Füße passenden Wanderschuh und eines seligmachenden Himmelsbettes, das für jede Länge und Breite des geistlichen Menschen recht sei, zu rühmen, und Diejenigen anzufinden, die ihr diesen Besitz streitig machen.

Von den Großen und Mächtigen seiner Zeit wurde Jesus, der menschenfreundliche Stifter unserer Religion, gehaßt, weil er sich des armen Volks, der Unterdrückten und Leidenden annahm. Von den starren Anhängern alter Satzungen, die man für das Wesen der Religion aufah, wurde er in den schmachvollsten Tod gerieben, weil seine Lehre so einfach war und das allgemeine Gebot der Gottes- und Menschenliebe zur Grundlage hatte, weil er die Menschen durch Entwicklung von Herzensgüte, reine Sitte und Humanität veredeln, durch die Wahrheit frei machen und zu dem Ebenbilde des Schöpfers emporheben wollte. — Ein ähnliches Schicksal ist auch den Anhängern seiner reinen Lehre zu Theil geworden, und noch in diesen Tagen werden diejenigen Religionslehrer verfolgt, welche, ohne auf die kirchlichen Traditionen einen besondern Werth zu legen, sich an die Religion Jesu halten, auf geistige Freiheit dringen und nur in dem gleichen Bande der Liebe, nicht in der Kette eines aufgedrungenen Bekenntnisses das feste Einigungsmittel der Christenheit erblicken wollen. — Jesus scheint dieses traurige Geschick seiner Bekenner vorausgesehen zu haben, wenn er sagt: „Wer mein Jünger seyn will, der nehme sein Joch auf sich und folge mir nach.“ Diejenigen, welche den Menschen undenkbarbare Glaubenssätze zur unbedingten Annahme aufdringen, sind gewiß keine Nachfolger Jesu, da dieser niemals mit kategorischen Glaubensdictaten um sich warf, sondern sich mit seiner Lehre an die Ueberzeugung seiner Zuhörer wendete und sich zu ihrer Fassung, zu dem Maße ihres Verstandes herabließ. Wann wird doch die Zeit kommen, daß man es allgemein für unmoralisch und unchristlich erkennt, durch welche Mittel es sei, die Beknechtigung des Geistes zu betreiben und den Aberglauben zu unterstützen, der, wie die Erfahrung lehrt, nur Laster und Elend erzeugen kann?

Man kann das Christenthum, als ein Mittel der moralischen Reinigung, Heilung und Stärkung, mit dem Teiche Bethesda (Joh. 5.) vergleichen, den die Gichtbrüchigen umlagerten, und in welchen sie zum Bade hinabstiegen, wenn ein Engel das Wasser bewegte. — Die conservativen Glaubenseiferer wollen aber nicht, daß dieses moralische Bad der Wiedergeburt vom Geiste bewegt werde, und verstopfen ängstlich die lebendigen Quellen — den Born der Barmherzigkeit, durch welche es erfrischt werden könnte. So verwandeln sie nach und nach die christliche Religion in einen Sumpf, dem jede Bewegung, jeder Zu- und Abgang versagt ist. — Daß ein solcher stagnirender Pfuhl zur moralischen Heilung ganz untauglich ist, liegt auf der Hand. Jeder, der nach dem lebendigen Wasser des Heils verlangt, fühlt sich von den aus ihm strömenden widrigen Gerüchen zurückgestoßen. Wenn die Religion Jesu ein Quell ist, der in das ewige Leben quillt (Joh. 4, 14), so ist geistige Bewegung die erste Bedingung derselben, und wir können einen geweihten Sumpf, von welchem diese Bewegung ausgeschlossen ist, nicht dafür anerkennen.

Bl.

Das höchste Gut.

Was ist des Lebens höchstes Gut?
Ist's Reichthum, Glück und Ruhm und Ehre?
Erringt's des Mannes fester Muth?
Erkämpft's der Mann im Kriegsheere?

Erringen und erkämpfen kann

Nur selten dich der starke Mann.

Der Reichthum ist des Glückes Kind

Und wird oft Eigenthum der Thoren,

Das Glück, man weiß es schon, ist blind,

Und hat den Liebling sich erkoren;

Doch bei dem fröhlichsten Gesichte

Kennt er das höchste Gut noch nicht.

Der Ruhm wird oft des Dummkopfs Theil,

Wenn er sich nur kann bläuen, schmiegen,

Schon Mancher fand darin sein Heil

Und konnte nichts, als sich betragen.

Beim reich geschmückten Ordensband

Bleibt ihm das höchste unbekannt.

Die Ehre ist zwar Großes schon,

Doch nicht das höchste Gut im Leben,

Sie ist dem Menschen Glück und Lohn,

Drum ringet er sie zu erstreben.

Doch wenn das höchste für ihn fehlt,

Wird Ehre nicht dafür erwählt.

Das höchste schenkte Gottes Hand

Den Menschen, die die Erd' bewohnen,

Und wird von diesen so erkannt

Als höchstes Gut der Nationen.

Doch der nur, der es schon entbehret,

Kennt seinen einzig hohen Werth.

Das höchste Gut ist „Freiheit!“ nur,

Ach! sie erhebt die Nacht der Erde,

Begründet sich in der Natur,

Selbst in dem Schöpfungswort: „Es werde!“

Denn Gott schuf seinen Menschen frei;

Und Fluch ist daher: „Sklaverei!“

M. Hüttel.

Es fehlt am Besten.

Keine Redensart hört man jetzt wohl häufiger, als die oben erwähnte. In häuslichen wie in öffentlichen Zirkeln hallt sie wider. Was man fast allgemein für's Beste hält, ist leicht zu errathen. Es ist der Besitz des Geldes und dessen Vermehrung. Geld, heißt es, regiert die Welt, und dieß scheint auch fast so. Tausende leben davon, Tausende suchen es in ihre Taschen zu locken und Millionen sehnen sich darnach vergebens. Wer mag es leugnen, daß die materiellen Interessen mehr und mehr die Haupttriebsfedern werden, welche alle Kräfte der Menschen in Bewegung setzen. Faire de l'argent, heißt die Lösung von oben bis unten. Jeder ringt und hascht nach Erweiterung seiner Erwerbsquellen. Kein Mittel ist zu klein und keins zu groß, um dahin zu gelangen, wo die vollen Geldsäcke winken.

Einiges Vermögen ist freilich, als Mittel zu manchen unschuldigen Freuden und Genüssen, sehr wünschenswerth, und das Bestreben, es durch Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben, gut und löblich. Ein Sparpfennig sichert vor Noth und Sorgen und macht unabhängig von der Gunst und Ungunst anderer Menschen. Reichthum ist jedoch etwas an und für sich Gleichgültiges. Nur der rechte Gebrauch, den man davon macht, kann ihm Werth geben. Vielen Menschen ist der Mammon sogar schädlich. Er verleitet zu Lug und Trug, zu Mäßigkeit und Ausschweifung und stürzt am Ende in's Elend und Verderben. Dieß pflegen aber leider nur wenige Menschen zu bedenken. Die brennende Eier nach Erwerb, die unmäßige Sucht nach Geld und Gut, nach blendendem Genuß und aufregendem Wechsel läßt sie kaum zur Bestimmung kommen. Einige denken an die Vortheile, an die Freunde und Huldbigungen, welche das Geld seinen Besitzern gewährt. Andere haben dagegen mehr den materiellen Genuß im Auge. Und was ist im Allgemeinen der Angelpunkt der Wünsche solcher Geldmenschen?

nicht; so ren sie sich vor Allem für Geld verschaffen? Wir Auf B. gleich hören.

1) Ein gemächliches, glänzendes Leben, fern von allen Mühen und Beschwerden. — Eine feichende Hand und ein müßiger Kopf sind jedoch böse Dinge. Müßiggang führt zu nichts Gutem. Zu ihm tritt gar bald Langeweile und aus dieser Verbindung entspringen alle Laster.

2) Köstliche Speisen und Getränke. — Die einfachen Nahrungsmittel sind aber der Gesundheit am zuträglichsten. Die Menge und der häufige Wechsel der Speisen und Getränke erzeugt nicht selten Unmäßigkeit, welche früher oder später ein Heer von Krankheiten zur Folge hat.

3) Schöne Kleider und Schmucksachen. — Die Lust, in prunkendem Schmuck und kostbaren Anzügen einhergehen zu können, ist in der Regel von kurzer Dauer. Kaum im Besitze derselben, pflegt das Verlangen nach anderen, wo möglich noch schöneren, neue Sorge und Unruhe zu erzeugen. Kleider machen Leute, so meinte man früher und so behauptet es auch unser Zeitalter. Mit mehr Grund könnte man aber sagen: Kleider machen Leute arm. (Schluß folgt.)

Wie ein Frauenzimmer vor dem Spiegel Verzacke anstellt, in welchem Winkel der verzogene Mund die beste Wirkung macht.



Miscellen.

X Was die Scham der Schönheit, ist die Bescheidenheit dem Verdienste.

X Ein Weib, das Geist mit Schönheit verbindet, ist in spätern Jahren eine Blume, die zwar ihren Farbenschmelz verloren, allein ihren Wohlgeruch bewahrt hat.

X So lange die Interessen des Staates nicht auch die der Gesellschaft sind, wird die Freiheit immer gegen den Staat und der Staat gegen die Freiheit seyn.

X Der Staat kann nicht ohne Hofstaat, der Hofstaat nicht ohne Vorrecht, das Vorrecht nicht ohne Verletzung des Rechts bestehen.

X Der Staat verhält sich noch immer zur Gesellschaft, wie der Herr zum Sklaven. Darum kein Wunder, daß derjenige Theil der Gesellschaft, der bereits zur Erkenntnis seiner Lage gekommen ist, ihn bekämpft und sich von ihm zu befreien sucht.

X Ein Gesetz ist eine Waffe, und wer diese mit Vortheil benutzen will, muß vorher wohl zusehen, ob sie die Zeit nicht abgenutzt.

X Das größte und schädlichste der Vorurtheile ist die Meinung: man sei ihnen Ehrfurcht schuldig.

X Die Verschwender leben, als ob sie nicht lange mehr zu leben hätten, die Geizigen aber, als ob sie niemals sterben könnten.

Maximen Käflein.

○ Ein Herr neckte eine Dame etwas unanständig. Sie bediente sich beißender Antworten. „Mein Fräulein,“ sagte jener, „Sie gleichen einer Distel, doch ich liebe die Disteln.“ „Aber ich die Thiere nicht, welche sie fressen,“ antwortete sie.

○ Von einem Balletmeister, der mit einem Trupp Tänzerinnen umherreist, welche nichts als Schawlgruppierungen ausführen, sagte ein kritischer Spötter: „Herr K. ist Virtuose in der Kunst, Wäsche aufzuhängen.“

○ Friedrich der Große sagte einst: „Wenn ich eine böse Provinz zu bestrafen hätte, würde ich sie durch einen Philosophen regieren lassen.“

○ A. Was gedenken Sie diesen Nachmittag zu thun?
B. Nichts! — — — Und Sie?

A. Dasselbe.

B. Nun so werde ich Sie besuchen, damit wir gemeinschaftlich das große Werk beginnen.

○ Ein Schauspieler machte im Julius von Tarent den Fürsten, konnte aber kein Wort von seiner Rolle. Ein Kaufmann im Parterre sagte zu einem seiner Nachbarn: „Der Mann spielt den Vater mit ungemein viel Natur.“ „Den Henker auch,“ versetzte dieser, „hören Sie nicht den Souffleur schreien? er kann ja kein Wort.“ „Eben deswegen,“ erwiderte jener, „denn alte Leute verlieren das Gedächtniß.“

○ In einer Gesellschaft war die Rede von sonderbaren Naturspielen, und Einer erzählte, daß ein Hund eine Kaze zur Welt gebracht habe, wovon man doch eigentlich die naturhistorischen Gesellschaften in Kenntniß setzen müsse. „Ei, warum nicht gar,“ sagte ein Anderer, „was ist denn da zu verwundern? Ich kenne eine Frau, die Mällerin ist und zwei Kinder hat, die Rauchfangkehrer (Schornsteinfeger) sind.“

Scherzräthsel. Welches ist das kürzeste Brett?
Magnus von Funke

Charade.

Die erste Sylbe.

Wie Mancher giebt sich alle Müß,

Um sie nur ja zu haben,

Um endlich, ist errungen sie,

Sie schleunigt zu begraben!

Sie ist ihm nur ein Schaugericht,

Zu weiden seine Blicke,

Und hätte er sie lieber nicht,

Es wär zu seinem Glücke!

Die beiden Letzten.

Sie sind das allgemeine Ziel,

Wohin wir Menschen wallen,

Ob gut das Schicksal Einem fiel,

Ob schlecht es ihm gefallen;

In ihrem stillen, stillen Haus,

Da enden alle Klagen,

Da ruhen endlich wir uns aus

Von allen unsern Plagen.

Das Ganze.

Da, wo der Jermisch in der Nacht

Einher hüpfte schnellen Tanzes,

Dahin es sich voll Eile macht,

Geführt vom Schein des Glanzes;

Es sagt ihm seine Phantasie,

Es werde endlich finden,

Was es so lang gesucht — doch wie

Auch stets die Träume schwinden,

Findt es doch selten oder nie,

Was Weise ihm verkünden.

Auflösung der Charade in Nro. 16:

Schäferstunde.